

Wenn Angehörige sterben, ist die Trauer groß. Wenn das eigene Kind stirbt, ist das ein Schock. Für umso wichtiger halten es Psychologen oder Therapeuten, dass die Eltern dem Trauern dann auch genügend Platz einräumen und sich womöglich professionelle Hilfe ho-

Trauern um das eigene Kind

len. An entsprechenden Angeboten mangelt es in der Region nicht. Was es lange zu wenig gab, waren Hilfen für Eltern tot geborener Kinder. Auf immer mehr Friedhö-

fen entstehen inzwischen spezielle Gedenkstätten oder Gräberfelder für sie. Die Münchner Fotografin Marion Hogl bietet betroffenen Eltern an, kostenlos ihr totes Baby abzulichten. So entstehen Bilder, die diese auch Jahre später gerne in die Hand nehmen.

Wenn Eltern Waisen werden

Der Verlust eines Kindes sollte nicht verdrängt werden, raten Experten – Mütter und Väter können sich an vielen Stellen Unterstützung holen

Von Jakob Wetzlar

Der Tod kam schlagartig, niemand hatte mit ihm gerechnet. Kathrin Cloeren war im fünften Monat schwanger mit Zwillingen, als sie plötzlich ihre Kinder nicht mehr spürte. Sie hatte sie verloren. „Die ersten Tage habe ich keinen Boden mehr unter den Füßen gefühlt“, erzählt sie. Es sollte lange dauern, bis sie den Boden wieder fand. Kathrin Cloeren fraß den Schmerz nicht in sich hinein, sie ging zu einer Selbsthilfegruppe für trauernde Eltern, bei einem Psychologen begann sie eine Therapie. Auch ihr Umfeld fühlte mit, wie sie sagt. Doch schon nach kurzer Zeit kehrte für Freunde und Familie der Alltag zurück. Kathrin Cloeren aber litt, nach wie vor. Noch ein Dreivierteljahr nach dem Tod ihrer Kinder war der Schmerz so groß, dass sie auf Kur in eine Klinik ging. Und dort, in Gesprächen, bei viel Bewegung und verschiedenen Therapien, merkte sie, wie das Leben langsam zu ihr zurückkam.

„Am meisten hilft es zu sehen, dass andere den Schmerz überlebt haben.“

Heute versucht Cloeren, die Unterstützung, die sie erfahren hat, zurückzugeben. Sie engagiert sich als eine von 72 Ehrenamtlichen in dem Verein „Verwaiste Eltern München“ und begleitet hier Selbsthilfegruppen, von denen sich diverse in München und im Umland finden. Daneben bietet der Verein Beratungen an, außerdem eine sogenannte Akutbegleitung, um trauernde Eltern schon während des ersten Schocks zu unterstützen, telefonisch und persönlich.

Die Geschäftsführerin der „Verwaisten Eltern“ ist Susanne Lorenz. Sie weiß, wie Trauerarbeit gelingen kann. „Der Weg führt durch den Schmerz hindurch“, sagt sie. Die Eltern müssten ihre Gefühle zulassen; wer sein Leid verdränge, der verlängere es nur. „Die Trauernenden müssen lernen, mit dem Verlust zu leben. Sie müssen sich dieser Aufgabe stellen.“ Am meisten helfe es dabei zu sehen, dass andere den Schmerz überlebt haben – das erfahre man in den Gesprächen einer Selbsthilfegruppe.

Neben den „Verwaisten Eltern“ gibt es weitere Initiativen, die Eltern toter Kinder helfen wollen. Oft richten sie sich auch speziell an einzelne Gruppen. Die Münchner Hebamme Edeltraut Edlinger etwa bietet seit 26 Jahren gesonderte Schwangerschafts-Rückbildungskurse für Frauen an, deren Kinder während oder nach der Geburt gestorben sind. Ihre Kurse heißen „Leere Wiege“, eine Sitzung dauert drei Stunden, doppelt bis dreimal so lange wie reguläre Kurse.



Kindergräber fallen auf, und auf immer mehr Friedhöfen gibt es nun auch Gedenkstätten speziell für tot geborene Babys. Foto: Karl-Josef Hildenbrand/dpa

„Die Teilnehmerinnen brauchen Zeit für Gespräche“, sagt Edlinger. Nicht zuletzt bekämen sie so den Kopf frei, um sich auf ihre Empfindungen einzulassen.

„Manchmal wird im Kurs geweint, aber manchmal wird auch gelacht“, berichtet Edlinger, das ist ihr wichtig. Die Frauen seien dann oft ganz erschrocken: Wie könne man lachen, nach dem Tod eines Kindes? Aber sie merken, dass das Leben weiter geht. Dann werde über Wut gesprochen, über Angst und Enttäuschung. Sinnfragen kommen auf, die Trauernenden suchen Trost. Sie sprechen über die verlorenen Söhne und Töchter, über die mit Vorfreude hergerichteten Kinderzimmer und darüber, was nun mit ihnen geschieht. Und manchmal geht es auch um Abschiede, um Rituale, Trauerfeiern und Beerdigungen.

Auch Bestatter haben erkannt, wie sie trauernden Eltern helfen können. Vorreiter in München war das Bestattungsinstitut Aetas. Vor zwölf Jahren begannen die Trauerbegleiter hier, die Eltern in die Ze-

remonie einzubinden. „Das richtige Abschiednehmen ist unglaublich wichtig“, sagt Nicole Rinder von Aetas. Die Eltern wählen die Kleidung des Kindes aus, ziehen es an, betten es in den Sarg. „Es ist wichtig, das Gefühl zu haben: Ich habe das getan, ich war bis zum Schluss Mutter oder Vater meines Kindes.“ Zwar reagierten viele Eltern zunächst erschrocken, wenn sie selbst Hand anlegen sollten, sagt Rinder. Im Nachhinein gebe das ihnen aber viel Kraft.

Zum Abschiednehmen gehört auch, dass ein totes Kind ein Grab erhält. Gerade für früh im Mutterleib gestorbene war dies lange nicht selbstverständlich. Denn erst ab einem Gewicht von 500 Gramm spricht man von einer Totgeburt, die Eltern erhalten dann Geburtsurkunde und Totenschein, das Kind wird bestattet. Erst seit 2006 schreibt das Bayerische Bestattungsgesetz vor, dass auch Kinder unterhalb dieser Gewichtsgrenze beigelegt werden müssen. Seitdem sind vielerorts spezielle Gedenkstätten entstanden,

beispielsweise in Vaterstetten, oder sie sind in Planung wie in Geretsried oder in Markt Schwaben.

Auch auf dem Neuen Friedhof in Ebersberg wurde im vergangenen Juni eine Stele für die Urnen von Sternkindern geweiht – so werden Kinder genannt, die vor, während oder kurz nach der Geburt gestorben sind. Die Stele erleichtere den Eltern das Trauern, sagt der Ebersberger Klinikpfarrer Josef Graml, er hat die Stele mitinitiiert. „Die Trauer hat hier einen Ort.“ In München liegen Sternkinder unter anderem auf dem Waldfriedhof. Dreimal im Jahr werden sie hier in einem gemeinsamen Sarg beigelegt. Manchmal gebe es zwar nicht viel zu bestatten, sagt Marille Pilger, die Seelsorgerin des Klinikums Dritter Orden. Aber es sei wichtig, dass die Eltern ihre „Herzskinder“ zu Grabe tragen.

Kathrin Cloeren hat ihre Zwillinge im Familiengrab bestatten lassen. Fünf Jahre sind seitdem vergangen. In einer Kiste hat sie Erinnerungstücke aufgehoben,

Ultraschallbilder, Fußabdrücke, Grab-schleifen. Cloeren lebt heute mit ihrer Familie in der Isarvorstadt, sie hat eine zweieinhalb Jahre alte Tochter und einen sieben Monate alten Sohn. Aber die Trauer sei geblieben, sagt sie. „Ich höre immer wieder, jetzt sind ja zwei gesunde Kinder da, alles ist wieder gut. Aber das stimmt nicht.“ Es fehlen zwei.

Hilfe für trauernde Eltern

Verwaiste Eltern: ☎ 089/48 08 89 90, www.verwaiste-eltern-muenchen.de, im Notfall ☎ 0173 / 377 97 96

Selbsthilfegruppe Sternkinder: www.sternenkinder-muenchen.de
Telefonseelsorge: ☎ 0800/111 0 111 (evangelisch) oder ☎ 0800/111 0 222 (katholisch, Anruf jeweils kostenfrei)

Now I Lay Me Down To Sleep: www.nowilaymedowntosleep.org

Das Lächeln des Engels

Professionell statt Polaroid: Die Münchnerin Marion Hogl fotografiert tote Babys – als eine Erinnerung, die ein Trost sein soll

München – Die Babyhände ballen sich leicht zur Faust. „Leonie“ steht auf den kleinen Steinen des winzigen Armbrands. So friedlich wirkt das Bild, friedlich und still. Zu still, denn das kleine Mädchen ist eingeschlafen, nachdem es nur für eine Stunde den Atem des Lebens spüren konnte. Eine Stunde Zeit auf Erden, das ist wenig. Dennoch eine wertvolle Zeit, sagt Leonies Mutter. „Mein Engel kam auf die Welt und lächelte mich an. Ich durfte noch ihre Stimme hören, bevor sie einschlief.“ Und ihr ist eben dieses Bild als Erinnerung geblieben. Und das ist etwas Besonderes.

Auf 1000 Neugeborene in Deutschland kommen 2,4 still geborene Kinder. „Still geboren“ soll als Metapher, genau wie die Begriffe Stern- oder Schmetterlingskinder, helfen, einer Totgeburt die unbeschreibliche Verzweiflung und Härte zu nehmen.

Kommt ein Kind tot zur Welt oder bleibt ihm nur kurze Zeit, nimmt meist das Personal im Krankenhaus eine Polaroid-Kamera und drückt den Auslöser. Dabei entstehen Fotos, die unbeholfen oder gar beklemmend wirken. Verständlich, es mangelt an Können, Technik und dem Blick fürs Wesentliche – schließlich sind Krankenschwestern keine ausgebildeten Fotografen. Solchen Fotos schenken die Eltern selten einen Blick. Dem will die amerikanische Non-Profit-Organisation „Now I Lay Me Down To Sleep“ (NILMDTS), die inzwischen auch hierzulande aktiv ist, etwas entgegenzusetzen. Sie vermittelt Eltern von Sternkindern professionelle Fotografen, die ehrenamt-

lich und kostenlos ansprechende Bilder schießen. Fotos, die gerahmt und aufgestellt werden können. Erinnerungen für die Mutter und Väter toter Kinder, die auch ein Trost sein sollen.

Leonies Mutter erfuhr nur durch Zufall im Internet von der Organisation. Sofort stand für sie fest: „Ich will von meiner Tochter schöne Erinnerungsfotos.“ Sie wollte nicht nur ihr Kind im Herzen bei sich tragen, sondern auch hin und wieder einen Blick darauf werfen können. Dank der Münchnerin Marion Hogl, einer von nur zehn in Deutschland bei NILMDTS registrierten Fotografen, haben Leonies Eltern heute ein Album mit fast hundert Fotos ihres Sternkindes.

In der Handtasche hat Leonies Mutter jetzt immer ein kleines Album dabei.

Als Hogl vor gut sieben Jahren von der Organisation erfuhr, war sie anfangs irritiert und überlegte, ob sie das gut oder schlecht finden sollte. Die ergreifenden Berichte der Eltern überzeugten sie aber schnell, dass sie eigentlich helfen wollte.

Eigentlich? Eigentlich, weil trotzdem gewisse Zweifel da waren. Deswegen sprach Hogl vorher mit ihrer Mutter, mit Freunden und Kollegen über diese Art von Fotografien. Die Reaktionen waren nicht nur positiv und interessiert. Einige meinten, sie selbst könnten das nicht, weil es sie emotional zu sehr belasten würde, weil sie ihre Gefühle nicht unter

Kontrolle halten könnten. Das fand die Fotografin schade. „Jeder, der mich kennt, würde auch erst einmal sagen, dass ich das nicht kann. Ich wäre viel zu empathisch, eher eine Heulsuse“, sagt Hogl. Wer glaube, dass es für solche Foto-shootings coole und abgebrühte Fotografen brauche, liege aber falsch. Gerade emotionale Menschen könnten sich am besten auf das Leid und die Bedürfnisse der trauernden Eltern einstellen.

Wenn sie nach ihren Beweggründen gefragt wird, erzählt die 43-jährige Münchnerin oft auch von zwei Freundinnen und deren Sternkindern. „Beide haben nur die klassischen Polaroids aus dem Krankenhaus.“ Einmal im Jahr sähen sich die beiden Mütter die erschreckenden Fotos an, weil ihre Sehnsucht nach dem verlorenen Kind so groß sei. Hätten sie von NILMDTS gewusst, besäßen sie heute schönere Bilder.

Nachdem Hogl sich als Fotografin gemeldet hatte, vergingen fast fünf Jahre bis zum ersten Auftrag – so unbekannt ist das Angebot. Am 19. November kam dann ganz unerwartet ein Anruf für den ersten Termin. Hogl organisierte schnell eine Kinderbetreuung, packte die Fototasche und fuhr los. Auf der Fahrt ins Krankenhaus fing sie an zu grübeln, wie sie sich verhalten sollte. Eine Freundin riet ihr am Telefon: „Benimm Dich ganz normal. Sag nicht, ob Gott, es tut mir leid. Oder: Ich kann das nachvollziehen. Sag einfach nur: Ich bin die Marion, ich bin jetzt da.“

Diese Tipps waren genau richtig. Anderthalb Stunden später hatten Leonies Eltern das Gefühl, dass Hogl nicht nur einen Job gemacht hatte und Bilder wie von einem Neugeborenen in allen möglichen Posen. Sie spürten Hogls Anteilnahme, ganz besonders, als ihr beim Shooting hin und wieder die Tränen kamen.

Die ersten Fotos bekamen sie per E-Mail. Leonies Mutter erinnert sich an ihre erste Reaktion: „Wahnsinn, sind die schön geworden.“ Mittlerweile steht in der Küche und im Schlafzimmer je ein Bild von ihrer Tochter. „Für mich sind die Bilder ganz normal“, sagt Leonies Mutter. „Sie zeigen ein schlafendes Baby – mein Baby.“ In ihrer Handtasche hat sie immer ein kleines Fotoalbum dabei. Kommt also mal die Sprache auf Leonie, zückt ihre Mutter das Album und präsentiert stolz die Fotos. So kann sie den Schmerz und die Sehnsucht besser ertragen. Und ganz nebenbei wird ein Tabuthema gesellschaftsfähig. Antje Jörg



Marion Hogls erster Auftrag war, die kleine Leonie zu fotografieren – hier in den Händen ihrer Eltern und ihres Bruders. Fotos: Marion Hogl/oh



Schlechte Nachricht

Mit welchen Worten Peter Zehentner Botschaften vom Tod überbringt

Peter Zehentner leitet das Münchner Krisen-Interventions-Team. Dessen 50 ehrenamtliche Mitarbeiter werden bei schweren Unfällen oder Verbrechen gerufen, um Angehörige oder Augenzeugen zu betreuen.

Herr Zehentner, wenn Sie Eltern die Nachricht überbringen müssen, dass ihr Kind bei einem Unfall gestorben ist, legen Sie sich vorher die Worte zurecht, gibt es Standardsätze?

Nicht wirklich. Da schluckt man und überlegt, was passend ist und worum es in diesem Fall geht. Natürlich gibt es ein paar Grundregeln: Etwa zu klären, ob der Adressat der richtige ist, also ob das Kind, das da liegt, auch tatsächlich das Kind dieser Eltern ist. Auch muss ich mir, bevor ich klinge, überlegen, wer die Tür aufmacht. Der Vater, die Mutter oder sonst ein Erwachsener? Oder ein Bruder oder eine Schwester?

Und der Moment, in dem die Tür aufgeht ...

... der ist ja schon eine Nachricht, wenn da zwei Polizisten stehen und einer in Sanitäter-Uniform. Dann geht es darum, den Leuten Zeit zu geben, ihr Herz in die Hand zu nehmen. Da sagen wir oft Sätze wie: Dürfen wir bitte reinkommen, wir haben eine schlechte Nachricht. Und dann muss man möglichst schnell sagen: Frau Huber, ich muss Ihnen leider mitteilen, Ihre Tochter ist gestorben. In der Regel kommt diese erste Nachricht in ihrer vollen Wucht gar nicht bei den Leuten an. Bei Stress arbeitet das Gehirn sozusagen in einem Notmodus, da brauchen manche Botschaften länger, bis sie durchdringen, auch mal eine Stunde.

Und wie reagieren die Menschen im ersten Moment?

Ganz unterschiedlich. Die Reaktionen sind oft unerwartet, manchmal auch aggressiv, nicht immer adäquat, aber was ist bei so einer Nachricht schon adäquat? Das kommt sehr darauf an, was passiert ist. Als ich ein halbes Jahr nach der Tsunami-Katastrophe von Thailand eine Todesnachricht überbracht habe, weil ein Mann erst dann identifiziert war, trat uns seine Frau freudestrahlend entgegen: Habt Ihr ihn endlich gefunden? Später hatte sie deswegen Schuldgefühle; aber sie hatte sich gefreut, ihn endlich beerdigen zu dürfen.

Wie können Sie Eltern in solch einer Situation helfen?

Ich muss Ihnen Zeit geben, das begreifen zu können. Einmal kam ich nachts um drei, weil sich ein Mädchen umgebracht hatte. Da waren ihre Eltern einfach froh, dass jemand bei Ihnen war. Oft brauchen Verwandte auch jemanden, den sie mit Fragen löchern können. Häufig kommt die Frage, ob das Kind noch leiden musste. Deshalb ist es für uns wichtig, möglichst genaue und sichere Informationen über den Unfall zu haben.

Gibt es Dinge, die Sie in den Gesprächen verschweigen?

Die Leute erfahren von uns alles, wonach sie fragen. Manchmal werden Fragen nicht gestellt. Einmal zum Beispiel hat ein Mann in einem Bordell einen Herzinfarkt erlitten, er war auf Dienstreise, aber die Frau hat gar nicht gefragt, wo er gestorben ist. Ich vermute, dass sie eine Ahnung gehabt hat. Aber diese Frage wurde nicht gestellt, also auch nicht beantwortet. Sehr häufig wird gefragt, wo das Kind ist. Die muss ich beantworten können. Oder wie das Kind aussieht. Darauf antworten wir sehr offen und ehrlich. Und wir sagen den Eltern auch, dass sie die Möglichkeit nutzen sollen, von ihrem Kind Abschied zu nehmen. Das ist ein völlig berechtigter Wunsch, um zu begreifen, dass jemand gestorben ist.

Gibt es Schwierigeres als Eltern eine solche Nachricht zu überbringen?

Wenn Sie mich so fragen – nein. Aber es ist wichtig, das zu tun. Und es gut zu tun. Das braucht viel Einfühlungsvermögen und Zeit. Zeit, die Polizisten nicht haben. Wir haben sie und können den Eltern sagen, dass wir in zwei Stunden für sie da sind, wenn sie uns brauchen.

Interview: Kassian Stroh



Peter Zehentner, 43, ist beim Arbeiter-Samariter-Bund in München angestellt und leitet das Krisen-Interventions-Team. Es wurde 1994 gegründet. Foto: C. Hess